

ENCYCLOPAEDIA CINEMATOGRAPHICA

Editor: G. WOLF

E 130/1957

Waika — Südamerika (Venezuela)
Herstellung einer Pfeilspitze (Bambus)

Mit 3 Abbildungen

GÖTTINGEN 1962

INSTITUT FÜR DEN WISSENSCHAFTLICHEN FILM

Der Film ist ein Forschungsdokument und wurde zur Auswertung in Forschung und Hochschulunterricht veröffentlicht
Länge der Kopie (16-mm-Stummfilm, schwarz-weiß): 45 m
Vorfühdauer: 4½ Min. — Vorführgeschwindigkeit: 24 B/s

Die Herstellung des Films erfolgte mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Jahre 1954 während der Frobenius-Expedition Venezuela 1954/55 (Leiter: Dr. O. ZERRIES) durch Dr. M. SCHUSTER, Frankfurt a. M.
Bearbeitet und veröffentlicht durch
das Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen
(Direktor: Dr.-Ing. G. WOLF)
Sachbearbeitung: Prof. Dr. G. SPANNAUS

Waika — Südamerika (Venezuela)

Herstellung einer Pfeilspitze (Bambus)

Filmbeschreibung von Dr. M. SCHUSTER, Frankfurt a.M.

Der Film zeigt zunächst die Grobbearbeitung eines Bambusstückes mit der Machete. Die Feinbearbeitung der Pfeilspitzen geschieht mit einem Zahnmesserchen. Zum Schluß werden die Pfeilspitzen mit zweierlei roten Farbtönen bemalt.

I. Allgemeine Vorbemerkungen

Zur Gesamtkultur der Waika

Im Süden von Venezuela wohnt am Oberlauf des Orinoko das Volk der Waika (Abb. 1). Sie gehören zu einer größeren Familie sprachlich und kulturell eng verwandter Indianergruppen, die man unter der in der Literatur geläufigeren Fremdbezeichnung „Guaharíbo“ oder, grundsätzlich richtiger, unter ihrem eigenen Volksbegriff „Yanoáma“ zusammenfassen kann. Weitere Glieder dieser Völkerfamilie sind im venezolanischen Raum z. B. die Shidishána (Schirianá) und die Shamataíri, die direkten nördlichen bzw. südlichen Nachbarn der Waika; doch auch östlich und südlich der Sierra Parima, also auf brasilianischem Boden, wurden durch Th. KOCH-GRÜNBERG (1911—1913) und verschiedene jüngere Reisende, u. a. H. BECHER (1955—1956), einige Indianergruppen besser bekannt, die nach Ausweis von Physis, Kultur, Sprache und bisweilen auch ihrer eigenen Stammesnamen dieser Familie zugehören.

Nach diesen Zeugnissen und den eigenen Aussagen der Eingeborenen dürfen wir darüber hinaus den Schluß wagen, daß sich auch im unerforschten Inneren dieses von der Sierra Parima wie von einem Rückgrat durchzogenen Gebietes kulturell wesentlich verschiedene Völker kaum gehalten haben dürften; der ganze Lebensraum der Yanoáma-Guaharíbo, der immerhin etwa der halben Größe Westdeutschlands entspricht und vielleicht 50000 Menschen beherbergen mag, erscheint als kulturell einheitlicher Block, den die ihn umgebenden menschenleeren Pufferzonen von äußeren Einflüssen isoliert und in großer Altertümlichkeit

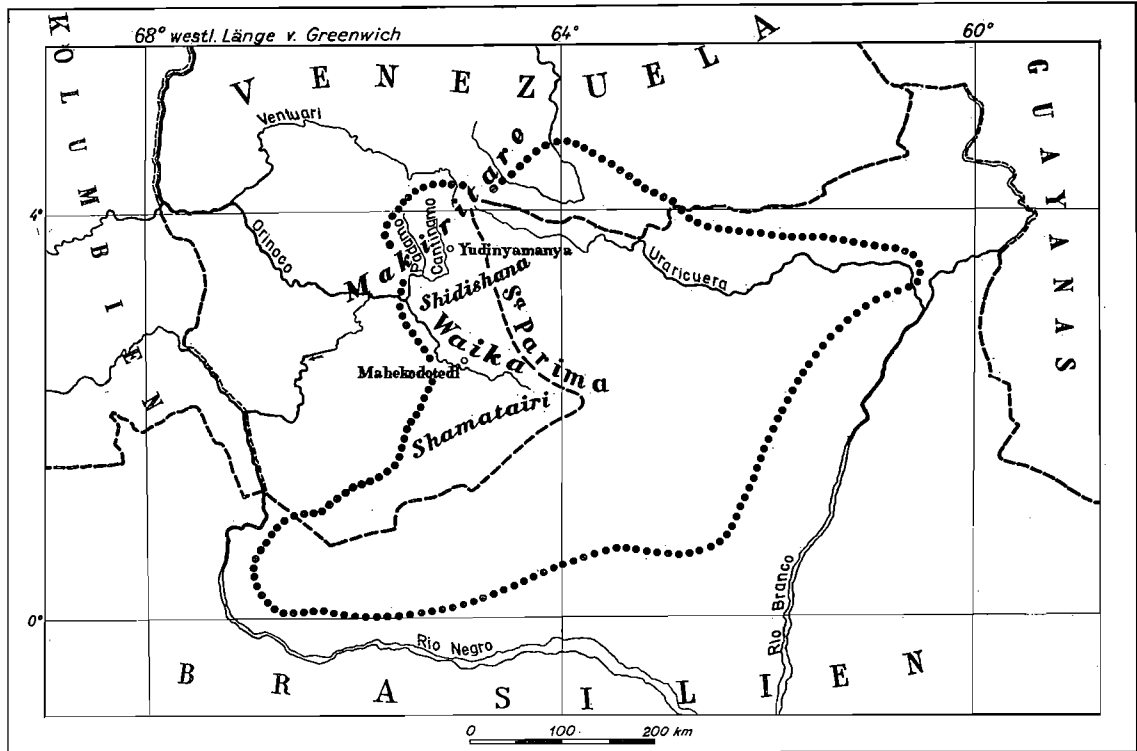


Abb. 1. Wohngebiet der Waika

bewahrt haben. Diese Abgeschlossenheit ist vor allem auf das kriegerische Naturell dieses temperamentvollen, leicht erregbaren, eigenwilligen Volkes zurückzuführen, das sich bei auffallend heller Haut und geringer Körpergröße — der männliche Durchschnitt liegt nur wenig über 150 cm — durch hervorragende Gesundheit und physische Leistungsfähigkeit auszeichnet. Da zudem die sehr hohe Geburtenrate durch die geringe Kindersterblichkeit kaum gedämpft wird, nimmt es nicht wunder, daß sich die Bevölkerungszahl von Generation zu Generation, an Personen im Heiratsalter gemessen, ungefähr vervierfacht. In späteren Mannesjahren treten dann durch den ununterbrochenen Kriegszustand, in dem jedes Dorf mit mindestens einem anderen lebt, fühlbare Verluste ein — so daß im Endergebnis die Bevölkerung im ganzen außerordentlich jung wirkt und die Alterspyramide einen biologisch sehr günstigen Aufbau zeigt.

Zu diesem erfreulichen Bild trägt neben dem bisherigen Fehlen der schädlichen Zivilisationseinflüsse natürlich auch die gesicherte Ernährungsbasis das Ihre bei. In notdürftig brandgerodeten Pflanzungen bauen die Waika verschiedene Arten der Mehlbanane (*Musa paradisiaca normalis*) an, die das ganze Jahr über reiche Ernten liefern. Gesammelte Früchte, Wurzeln und Kleintiere des Urwalds sowie die Jagdbeute des Mannes treten ergänzend hinzu. Der pflanzliche Teil dieses Wildbeuterhorizontes wird vor allem durch verschiedene Palmfrüchte vertreten, unter denen die Pijiguao-Palme (*Guilielma gasipaes*) die wichtigste Rolle spielt. Zu ihrer Erntezeit im Februar findet das mit dem Totenritual verknüpfte Hauptfest des Jahres statt. Die Diskrepanz zwischen dem wirtschaftlichen Kultursektor — auf dem die Banane alle anderen Nahrungsmittel weit überragt — und dem kultischen, auf dem sie zugunsten einer Wildfrucht bedeutungslos bleibt, legt die Vermutung nahe, daß die Waika den Bananenanbau erst in jüngerer Zeit übernommen haben; auch der große emotionale Wert, den man der wirtschaftlich gleichfalls unerheblichen Jagd beimißt, bezeugt die Nähe der Wildbeuterzeit.

Noch weitere Kulturzüge deuten in diese Richtung. Heute leben die Waika normalerweise in Dorfsiedlungen — freigeschlagenen Urwaldlichtungen von einigen -zig Metern Durchmesser — in der Nähe ihrer Pflanzungen. Alle drei bis vier Wochen verlassen sie jedoch mit Sack und Pack ihr Dorf und wandern rund einen halben Tag weit zu einer versteckten Stelle im Wald, wo Früchte und gutes Wasser vorhanden sind und auch die Jagd wegen der Ferne menschlicher Dauersiedlungen einigen Erfolg verspricht. In diesen wildbeuterisch akzentuierten Waldlagern, aus denen man gleichwohl zur Ergänzung der Nahrung Gruppen von Männern in die nun recht weit entfernten Pflanzungen schickt,

wohnt man in kleinen dreieckigen Hütchen, Pultdächern auf drei Pfosten, die jeweils genau eine Hängemattenlänge voneinander entfernt sind. Es läßt sich zeigen, daß die größeren Dorfhäuser, die den Dorfplatz im Kreis umgeben und zugleich vom Walde abgrenzen, aus einer Reihung mehrerer Waldhütten entstanden sind: ein Prozeß, der wohl mit der Anlage von Pflanzungen und der dadurch ermöglichten dauerhafteren Siedlung parallel lief, zugleich also den Übergang von der rein wildbeuterischen zur vorwiegend pflanzerischen Wirtschaftsform markiert. Doch eine Dauerseßhaftigkeit wurde auch damit nicht erreicht: Alle fünf bis acht Jahre wird die Pflanzung wegen der Erschöpfung des Bodens verlegt, meistens mehrere Wegstunden weit, und damit auch die bisherige Dorfsiedlung aufgegeben. Der in den Waldlagern sich widerspiegelnde wildbeuterische Nomadismus wird also von einem langsamer pulsierenden pflanzerischen Nomadismus überlagert.

Die Mobilität dieses Urwaldlebens zeigt sich auch im Alltag, der durch die überaus häufigen Besuchs- und Handelsreisen und die etwas selteneren Jagd- und Kriegszüge farbigen Glanz erhält. An solchen Unternehmungen sind vorwiegend junge Männer beteiligt, die die Gelegenheit zum Kontakt mit anderen Dörfern gern zur Brautschau nutzen — macht doch die strenge Vorschrift, die einen Eheschluß verbietet, wenn man sich noch an einen gemeinsamen Vorfahren beider Partner erinnert, eine Heirat in den wenigen Familiengruppen des eigenen Dorfes fast unmöglich. Diese als utrolokal und utrolateral zu klassifizierenden Verbände sind zwar ihrer Natur nach mannigfach zusammengesetzt, treten jedoch nichtsdestoweniger innerhalb des Dorfes als Einheiten hervor: so z. B. bei der Verteilung der Jagdbeute, bei der die anderen Angehörigen der eigenen Familiengruppe unberücksichtigt bleiben.

Der zentrale soziologische Begriff ist jedoch der des Dorfes, das im Mittel etwa hundert Menschen umfaßt und sich — entlang den Grenzen der Familiengruppen — spaltet, wenn diese Zahl überschritten wird. Das mag vor allem darin seinen Grund haben, daß es keine institutionelle Häuptlingswürde gibt, sondern nur dem fähigsten und vor allem im Kriege tüchtigsten Mann eine gewisse Befehlsgewalt eingeräumt wird; mit diesem persönlichkeitsgebundenen System ist aber — zumal angesichts des ungebärdigen Charakters der Waika — nur eine begrenzte Menschenzahl zu lenken. Entsprechend kennt man auch keine Art eines überdörflichen Zusammenschlusses. Die Dörfer sind in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht selbständig und haben soviel inneres Gewicht, daß ein Waika auf die Frage, wer er sei, stets mit dem Namen des Dorfes antwortet: er denkt im Dorf.

Auch in dieser Tendenz zur Isolierung in kleinen Einheiten wird man wildbeuterisches Erbe erkennen dürfen, ebenso in der Bescheidenheit der

materiellen Kulturgüter; die über zwei Meter langen Bogen und Pfeile des jagenden Mannes und der Tragkorb der sammelnden Frau sind die charakteristischen Geräte. Wildbeuterisch ist auch die reiche Vorstellungswelt der Waika und die spirituelle Potenz, mit der sie geschaut und erlebt wird. In jeder Familie ist mindestens ein erwachsener Mann zum Umgang mit einer Anzahl von Geistern befähigt; sie wurden ihm in seiner Jugend von einem älteren Zauberarzt übereignet und bleiben ihm als seine persönlichen Hilfsgeister ein Leben lang verbunden. Berausches Schnupfpulver aus mehreren pflanzlichen Komponenten, in Südamerika als „yópo“ bekannt, wird dem Zauberarzt mit Hilfe eines 50 bis 60 cm langen Rohres in die Nase geblasen und versetzt ihn in die Lage, seine Hilfsgeister singend herbeizurufen und mit ihrer Unterstützung die bösen Geister zu vertreiben. Solche Beschwörungen finden jeden Nachmittag statt und enden bisweilen in der Ekstase. Die meist tiergestaltigen Hilfsgeister, die vor allem zu Krankenheilungen bemüht werden, sind in der Mehrzahl zugleich die Herrengeister einzelner Tier- und Pflanzenarten, die sie in der Urzeit geschaffen haben. Das geschah auf dem Weg über die Bildseelen dieser Arten; weitere Begriffe wie die der Totenseele, der Schattenseele oder — in diesem Falle — des alter ego und des Zeichens ergänzen das vielschichtige Gebäude der spirituellen Existenz eines belebten Wesens.

Wie ist nun die um den Bananenanbau bereicherte Wildbeuterkultur der Waika dem ethnologischen Gesamtbild Südamerikas einzuordnen? Die Auffassung STEWARDS (1948), der die Guaharíbo-Völker der marginalen — d.h. zugleich altertümlichsten — Schicht des Urwaldgebietes zuweist, ist im großen und ganzen zu bestätigen. Vor diesem allgemeinen Hintergrund bestehen auffallend starke kulturelle Übereinstimmungen mit Stämmen des westlichen Amazonasgebietes und einige als relativ jung zu klassifizierende Parallelen zu den meist karibischen Nachbarn in Guayana.

Zur Bewaffung der Waika

Die Waffen der Waika sind heute fast ausschließlich Pfeil und Bogen; sie werden zu Jagd und Krieg gleichermaßen benutzt, und ein erwachsener Mann trägt sie immer bei sich. Nur bei dorfinternen Auseinandersetzungen, z.B. einem Zwist zwischen Vater und Sohn oder zwischen zwei jungen Männern, die um das gleiche Mädchen werben, wählt man eine andere Waffe, die Keule. Diese tritt uns heute nur in der Form einer kurzen Stange oder eines rasch abgebrochenen Aststückes entgegen — doch ist diese Nachlässigkeit in der äußeren Gestaltung sicher auf die heutige periphere Funktion dieser Waffe zurückzuführen. Die Waika

erzählen selbst, daß es eine Zeit gegeben habe, in der sie Pfeil und Bogen noch nicht gekannt hätten und die Keule ihre einzige Waffe gewesen sei. Wie diese Kampfkeule aber aussah, hatten die Waika noch in lebendigster Erinnerung: sie fertigten auf Anlieh mehrere übermannsgroße, lanzettförmige Keulen aus Palmholz, deren scharfe Seitenkanten und zugespitzte Enden sie zu Hieb und Stich gleich geeignet machten.

Die Altertümlichkeit des Kulturbildes, die uns hier entgegentritt, wiederholt sich auf der nächstjüngeren Ebene: die besondere Länge



Abb. 2. Bogenschießende junge Waika

von Pfeil und Bogen, die beide um die Zweimeterlinie spielen, ist eines der auffälligsten Kennzeichen des materiellen Kulturgutes einiger der einleitend genannten amazonischen Randvölker (Abb. 2).

Die Pfeile sind — mehr noch als die zugehörigen schweren Palmholzbogen mit ihrem außen abgeflachten Querschnitt — die handwerklichen Meisterleistungen der Waika; auch bei ihnen selbst kommt diesem zur Beschaffung von Nahrung und zur Verteidigung des Lebens gleich wichtigen Gerät erheblicher Wert zu, so daß man keine Mühe scheut, ein verlorengegangenes Geschöß, das sich z. B. in einem Baumwipfel verfangen

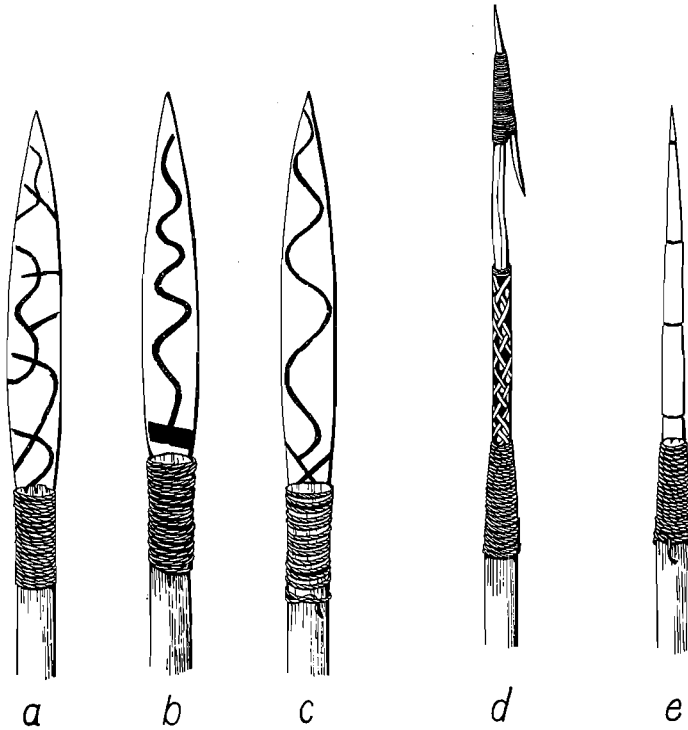


Abb. 3. Pfeilspitzen der Waika

hat, wieder zurückzuholen. Man unterscheidet nach der Beschaffenheit ihrer Spitzen — der Schaft ist in allen Fällen der gleiche — vier Pfeilarten¹⁾: den Pfeil mit der lanzettförmigen Bambusspitze (Abb. 3a, b, c), den man zur Jagd auf Großwild und im Krieg benutzt; den Pfeil mit der widerhakenförmig aufgebundenen Knochenspitze (Abb. 3d), den man vornehmlich zur Jagd auf kleinere Landtiere, auf Fische und größere Vögel verwendet, und ferner die vergiftete Palmholzspitze (Abb. 3e), die wegen ihrer Gefährlichkeit nicht ständig in einem Schaft steckt, sondern im Bambusköcher aufbewahrt und erst kurz vor dem zu vermutenden Augenblick des Gebrauchs in einen Schaft eingeschoben wird

¹⁾ Vgl. auch: Waika — Südamerika (Venezuela) — Herstellung eines Pfeiles mit Knochenspitze; ENCYCLOPAEDIA CINEMATOGRAFICA, Film E 156.

— ihres ähnlichen Querschnitts wegen meist in einen solchen, der vorher eine Knochenspitze trug. Diese mit dunkelrotem Curare bestrichene schlanke, fast nadelförmig zu nennende Spitze ist ein Splitter aus dem Stamm der gleichen Palme (*Guilielma gasipaes*), die auch das Bogen- und Keulenh Holz liefert; damit das Gift Zeit zur Wirkung findet, hat man die Spitze durch mehrere ringförmige, recht tiefe Einkerbungen zum Abbrechen eingerichtet, so daß auch bei flüchtendem Wild ihr vorderer Teil in der Wunde steckenbleibt. Die Curarespitze benutzt man vor allem zur Jagd auf Baumklettertiere, um zu verhindern, daß sich diese im Todeskampf in den Baumkronen festkrallen und, erstarrt, nicht zur Erde herabfallen; doch auch in besonders erbittertem Kriege schießt man mit vergifteten Pfeilen.

Als vierte, seltener benutzte Spitzensorte wäre schließlich noch der rasch gebrochene Astquirl zu nennen — ein Aststück, bei dem in gleicher Höhe ringsum mehrere Zweige fächerförmig herauswachsen, die man bis auf wenige Zentimeter abschneidet. Diese zur Jagd auf kleinere Vögel benutzte Spitze verbindet den Vorteil größerer Treffsicherheit mit dem anderen, daß die getroffene Beute betäubt oder getötet, das Federkleid aber nur geringfügig verletzt wird.

Aufnahmedaten: Die Aufnahmen zu diesem Film entstanden während der Frobenius-Expedition Venezuela 1954/55 am 21.11.1954 in der Missionssiedlung El Platanal am oberen Orinoko in der Nähe des Ortes Mahekodotedi. Gefilmt wurde mit einer Agfa-Movex auf Gevapan 33 Negativfilm mit einer Frequenz von 24 B/s.

II. Filminhalt

Der Film zeigt die Bearbeitung der lanzettförmigen Bambusspitze. Die Rohform wird aus einem halbierten Bambusstück, das ungefähr die gewünschte Länge von rund 20 cm aufweist, mit der Machete grob herausgeschlagen; daß man hierfür in früherer Zeit das Steinbeil benutzte, läßt sich ebenso wie bei anderen groben Arbeiten mit einiger Sicherheit vermuten.

Die Feinbearbeitung geschieht auch heute noch mit Hilfe eines Eingeborengerätes, des Zahnmesserchens, das während der Arbeit immer wieder durch Auf- und Niederreiben an einem Aststück geschärft wird. Den letzten glättenden Schliff erhält die Oberfläche schließlich durch das Reiben auf einem rauhen Blatt.

Damit ist die Gestaltung der Bambusspitze jedoch noch nicht beendet — ist sie doch eine der Stellen am Pfeil, die den Waika zur Aufnahme von Ornamenten geeignet erscheinen. Man bestreicht deshalb

zunächst die später aus dem Schaft herausragenden zwei Drittel der Spitze mit dem üblichen kräftigroten Farbstoff, den man aus den Samenkernen der *Bixa orellana* (in Südamerika als „uruku“ bekannt) gewinnt; das eigentliche Muster wird dann — ganz wie bei der Körperbemalung — mit der dunkleren Variante dieses Farbstoffes aufgetragen, die man durch Eindicken des rohen Farbbreis erhält. Die Klumpen dunkelroter Farbe werden meist in Blätterpäckchen aufbewahrt und transportiert. Zum Auftragen dieser Farbe benutzt man kleine, 10 bis 20 cm lange Pinselchen aus Lianenstückchen, deren Enden man durch Zerbeißen mit den Zähnen aufgefasert hat. Zur besseren Aufnahme der Farbe werden sie ein wenig im Munde angefeuchtet und dann in den Farbklumpen gedrückt.

Die mit diesen Pinseln aufgetragenen Muster bestehen aus einfachen geometrischen Elementen: während unregelmäßige Krakel seltener vorkommen, ist die von einem querlaufenden Grundstrich ausgehende und bis zur Spitze durchlaufende Schlangenlinie als die klassische Bemalung einer Bambusfeilspitze der Waika anzusehen (Abb. 3a, b, c).

Die Bambusspitze ist außerordentlich robust; ein mit ihr ausgestatteter Pfeil durchschlägt, aus nächster Nähe abgeschossen, ohne Beschädigung an Spitze oder Schaft glatt ein 1 bis 2 cm starkes europäisches Brett und sieht auf der Rückseite des Brettes noch ein paar Zentimeter hervor. Sollte die Spitze dennoch einmal beschädigt werden, so zieht man sie aus dem Schlitz im vorderen Schaftende, in dem sie steckt, einfach heraus, dreht sie um und schiebt sie mit der gleichen Handbewegung umgekehrt wieder hinein; denn auch das rückwärtige Ende des Bambuslanzettts ist zu einer voll funktionsfähigen, wenn auch meist ein wenig gedrungeneren Spitze gearbeitet.

Literatur

- [1] BARKER, J. P., Memoria sobre la cultura de los Guaika. Boletín Indigenista Venezolano 1 (1953), No. 3—4, S. 433—489.
- [2] BECHER, H., Bericht über eine Forschungsreise nach Nordbrasilien in das Gebiet der Flüsse Demini und Aracá. Z. Ethnol. 82 (1957), H. 1, S. 112—120.
- [3] BECHER, H., Die Yanonámi. Ein Beitrag zur Frage der Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Uraricuera, Sierra Parima und Rio Negro. Wiener Völkerkundl. Mitt. 5 (1957), Nr. 1, S. 13—20.
- [4] KOCH-GRÜNBERG, Th., Vom Roroima zum Orinoco, Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—13. Vor allem: Bd. 3 (Ethnographie), Stuttgart 1923.

- [5] METRAUX, A., The hunting and gathering tribes of the Rio Negro Basin. In: Handbook of South American Indians 3, S. 861—867. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [6] SCHUSTER, M., Die Soziologie der Waika. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 114—122. Copenhagen 1958.
- [7] STEWARD, J. H., Culture Areas of the Tropical Forests. In: Handbook of South American Indians 3, S. 883—899. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [8] ZERRIES, O., Some Aspects of Waika Culture. Anales do XXXI Congr. Intern. de Amer., São Paulo 1954, Vol. I, S. 73—88. São Paulo 1955.
- [9] ZERRIES, O., Das Lashafest der Waika-Indianer. Umschau 55 (1955), H. 21, S. 662—665.
- [10] ZERRIES, O., Verlauf und vorläufige Ergebnisse der Frobenius-Expedition 1954/55 nach Süd-Venezuela. Paideuma 6 (1956), H. 3, S. 181 bis 187.
- [11] ZERRIES, O., Zur Frage der ursprünglichen Wirtschaftsform der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Wiener Völkerkundl. Mitt. 4 (1956), Nr. 2, S. 148—156.
- [12] ZERRIES, O., Die Vorstellungen der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela) über die menschliche Seele. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 105—113. Copenhagen 1958.
- [13] ZERRIES, O., Schöpfung und Urzeit im Denken der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 280—288. Copenhagen 1958.
- [14] ZERRIES, O., Beiträge zur Anthropologie der Waika- und Schiriana-Indianer im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien. Z. Morph. Anthropol. 50/1 (1959), S. 31—41.
- [15] ZERRIES, O., Medizinmannwesen und Geisterglaube der Waika-Indianer des oberen Orinoko. Ethnologica, N.F. 2 (1960), S. 485—506.
- [16] ZERRIES, O., Die kulturgeschichtliche Stellung der Waika-Indianer des oberen Orinoko im Rahmen der Ethnologie Südamerikas (noch ungedruckte Habilitationsschrift).
- [17] ZERRIES, O. und M. SCHUSTER, Monographie über die Waika in der Reihe der Expeditionsveröffentlichungen des Frobenius-Instituts (noch nicht erschienen).